

Zwischen Schund und Kunst. Comics in den 70er Jahren

Von Dietrich Grünewald

Die Schund- und Schmutz-Debatte der 50er Jahre wirkte lange nach. Doch dann, gegen Ende der 60er und vor allem in den 70er Jahren begann sich das öffentliche Bild der Comics zu ändern. Der Paradigmenwechsel war besonders in der sich grundsetzlich neu orientierenden Kunstdidaktik spürbar.

¹ Lexikon der Pädagogik. Neue Ausgabe. Band 1. Freiburg/Basel/Wien 1970.

² Vgl. die zusammenfassende Darstellung in Bernd Dolle-Weinkauff: Comics. Geschichte einer populären Literaturform in Deutschland seit 1945. Weinheim 1990. S. 96ff.

³ Friedrich Scheerer: Eine Lanze für die Comics. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 45/1969. S. 146-167, hier 149.

⁴ ebd., S. 166.

⁵ *Radius* 2/1971, S. 44ff.

⁶ Hansjörg Ostertag: Micky Maus und Superman. Comic als Lese- und Stoff für unsere Kinder? In: *Schriftenreihe der Schweizerischen Vereinigung Schule und Elternhaus*. Meiringen 1972. S. 44.

⁷ ebd., S. 45.

Ihrer Struktur nach sind Comicstrips als Bereicherung der traditionellen Ausdrucksmöglichkeiten durch Wort und Bild zu betrachten und als solche offen für eine differenzierte Entwicklung in formaler, inhaltlicher und kommunikativer Hinsicht. Wenn auch Vorbehalte gegenüber Comicstrips mit Inhalten wie Verbrechen, Horror, Sex, Sadismus angebracht sind, ist deren negative (kriminelle) Wirkung umstritten. Die Gefahr falscher sozialer Leitbildprägung bei unkritischer Lektüre ist jedoch nicht von der Hand zu weisen. Ob Comicstrips die Lesefähigkeit beeinträchtigen, ist ebenfalls umstritten. In manchen Fällen haben sich Comicstrips als geeignetes Mittel beim Lesenlernen erwiesen.¹

Bedenkt man, dass in den 1950er und 60er Jahren Comics im sogenannten Schund- und Schmutzkampf Gegenstand pauschaler Verdammung waren, dass sie auf Scheiterhaufen verbrannt wurden (und das nur wenige Jahre nach der Kulturbereinigung der Nazis), dass man alles daran setzte, Kindern diese Lektüre zu verbieten², so ist es erstaunlich, dass das Stichwort »Comicstrips« (dieser Terminus wurde bis in die 1970er Jahre hinein als allgemeiner Begriff für »Comic« benutzt) im renommierten Lexikon der Pädagogik überhaupt auftaucht. Zum anderen formuliert der Autor (der Kinder- und Jugendbuchforscher Theodor Brüggemann) nicht nur eine differenzierte Sicht, sondern sogar positive Aussagen (»Bereicherung traditioneller Ausdrucksmöglichkeiten«, »geeignetes Mittel beim Lesenlernen«) und widerspricht somit

dem bisher gängigen Vorwurf, Comiclesen führe zum Analphabetismus und zur Kriminalität.

Daß der so heftig geführte Kampf nichts gefruchtet hat, mag die Pädagogen mit Recht verzweifeln lassen, – vielleicht aber doch besser zweifeln: an den Maßstäben ihrer Kritik, die (nachdem Comics weiterhin eifrig gekauft, gelesen und getauscht werden) sich nicht nur als offensichtlich völlig wirkungslos gezeigt haben, sondern womöglich sinnlos sind, die nicht nur nicht vermochten, die Realität zu verändern, sondern die anscheinend an der Realität vorbeigezielt haben. Das Abendland ist ob der Comic-Lektüre noch lange nicht untergegangen.³

Friedrich Scheerer ist einer der ersten Pädagogen, der eine »Lanze für die Comics« bricht, ihnen Bildungswert zuspricht, sieht, dass es gute wie schlechte Beispiele gibt und schließlich fordert, auch Comics sollten »in die Erörterung um den Jugendbuchpreis einbezogen werden.«⁴

Klingt heute die Aussage, dass Comic nicht gleich Comic ist, selbstverständlich, so verweist diese Aussage vor 40 Jahren auf einen erstaunlichen Paradigmenwechsel in der öffentlichen Diskussion. Statt einhelliger Verurteilung und der Warnung vor den Gefahren der Comiclektüre schlechthin, finden sich nun immer häufiger differenzierte, ja positive Aussagen. Da empfiehlt Gisela Stelly in *Die Zeit* vom 25. April 1969 eine »Donald-Duck«-Geschichte, in der Tick, Trick und Track als ideenreiche und selbstbewusste Schüler auftreten: »Zum Lesen zu empfehlen, auch für Eltern.« Eva Demski und Swantje Ehrentreich weisen der US-Serie »Peanuts« die Qualität von »Lebenshilfe«⁵ zu.

In der *Schweizerischen Lehrerzeitung* hält Hansjörg Ostertag ein Plädoyer für Hergés Klassiker »Tim und Struppi« (»Tintin«) und bescheinigt der Serie eine »optimistische Grundhaltung« und »zutiefst menschlichen Humor«. Der gleiche Autor setzt sich mit der Frage »Comic als Lesestoff für unsere Kinder?« auseinander und kommt zu dem Urteil:

Es kann [...] nicht Ziel des Unterrichts sein, die Kinder von den Comics abzubringen. Wohl aber sollte man ihnen im Unterricht Kriterien zum Umgang mit den Comics vermitteln, an denen sie nun einmal nicht vorbeigesteuert werden können.⁶

Unten: Die Pariser Comic-Ausstellung »Bande dessinée et figuration narrative« (1967) integrierte auch Werke von Pop-Künstlern. Roy Lichtenstein hatte zu diesem Zeitpunkt die Phase seiner Comic-motive bereits überwunden.

